

Dr. Dorit Warta

Der Mensch, das sprechende Wesen

Zuerst möchte ich Herrn Staemmler für seinen wunderbaren Vortrag danken. Freundlicher Weise hatte er mir, damit ich Wiederholungen weitgehend vermeiden kann, seinen Text schon vor einiger Zeit geschickt. Ich muss zugeben, Herr Staemmlers Vortrag hat mich sowohl beeindruckt als auch irritiert. Denn es stellte sich die Frage: Ist damit nicht alles Wesentliche schon gesagt?

Doch plötzlich war mir sonnenklar, Herr Staemmler hat Grundsätzliches- ich denke an die Entstehung des Dialogischen und dessen Entfaltung- so umfassend und klar für alle hier im Auditorium ausgedrückt, dass ich dieses Wissen nun hier voraussetzen kann. Ich kann Grundsätzliches weglassen , einfach weglassen und mir die Freiheit nehmen, mit dem fortzusetzen, was mich darüber hinaus interessiert. Wir sind in den beginnenden Prozess eines Gesprächs getreten, das mit dem freundlichen Angebot begann, mich in Herrn Staemmlers Überlegungen einzuweihen , die ich jetzt in meiner Weise fortsetzen kann.

In meinem Vortrag möchte ich in veränderter Form dieses Prinzip einer wünschenswerten Kommunikation weitertragen . Ich werde mich an einigen Stellen mit einer Frage an das Auditorium wenden, mit der Aufforderung, sich mit ihren Nachbarn zur Sache zu unterhalten. In der Kirche hat das mit dem Friedensgruß so begonnen, wir können es mit Austausch fortsetzen.

Der Mensch, das sprechende Wesen

An alle jene gerichtet, die wegen des Titels gern vor Empörung aufschreien würden, weil auch Tiere über Sprache verfügen, will ich zur Unterstützung dieser Aussage die Meinung des Aristoteles bemühen :

-Ja, es stimmt, auch Tiere verfügen über eine Sprache , in der sie Empfindungen ausdrücken können. Sie können aber nicht am Diskurs über

Recht und Unrecht teilnehmen, wodurch der Mensch zum Gemeinschaftswesen wird.

Die Beurteilung, was Recht oder Unrecht ist kann nur sprachlich abgehandelt werden. Die nicht ausgehandelte, sprachlose Alternative wäre Gewalt. Und schlussendlich Vernichtung. Normen sind Pfeiler, Richtlinien des Zusammenlebens. Um zu diesen Normen zu finden, sich auf sie zu einigen, bedarf es der Verständigung, der Sprache. Diese kann nur in menschlicher Gemeinschaft entwickelt werden. Wir stehen da vor etwas Ungewöhnlichem: vor einem fruchtbaren Knoten, einer fruchtbaren gegenseitigen Abhängigkeit: Die menschliche Gemeinschaft ermöglicht das Erlernen der Sprache und die gemeinsame Sprache ermöglicht das Zusammenleben, also die Gemeinschaft. Man könnte es aber auch andersherum formulieren: Sprache setzt Gemeinschaft voraus und die menschliche Gemeinschaft die Sprache. In das, was ich hier als einen fruchtbaren Knoten bezeichne, hat Herr Staemmler eben in seinen Thesen bereits Licht gebracht. Wir können davon ausgehen, dass Menschen von dialoghaftem geprägt sind. Sie sind Gemeinschaftswesen und erlernen in dieser Gemeinschaft alles, was ihnen angeboten wird, auch das Wissen über die Welt. Damit habe ich auf sehr einfache Weise die zwei Funktionen der Sprache genannt: Kommunikation und Welterfahrung.

Der neugeborene Mensch ist hilflos, hat nichts außer einem zu Fürsorge und Liebe verführenden Kindchenschema. Arnold Gehlen hat in seinem Buch ‚Der Mensch‘ diesen als ‚Mängelwesen‘ bezeichnet. Die mangelnden Instinkte seien nach Gehlens Deutung eine der Voraussetzungen für das menschliche Wesen, um komplexe Fähigkeiten und Höchstleistungen entwickeln zu müssen und können. Die Sprache ist gleichzeitig eine der Höchstleistungen und die fundamentale Basis der Entwicklung weiterer Höchstleistungen. Wenn ich dem aristotelischen Gedanken folge und die Entwicklung des Diskurses über Recht und Unrecht als wesentliches Distinktionsmerkmal des Menschen vom Tier bezeichne, so erlaube ich mir die nicht ganz ernst gemeinte Beobachtung einzufügen, dass eines der ersten Worte der meisten Kinder: ‚nein‘ ist. Sie etablieren damit, klein und sehr früh, ihr Recht auf Verweigerung der Annahme ungeliebter Nahrung oder Kleidungsstücke.

Ich finde es interessant, auch originell, dass Aristoteles in der Beurteilung, was Recht und Unrecht sei, das wesentliche, sprachgebundene Kriterium der Unterscheidung zwischen Mensch und Tier sieht.

An dieser Stelle möchte ich mich zum ersten Mal an das Auditorium wenden mit der Frage, welche sprachliche Leistung Sie persönlich am höchsten bewerten.

Ihre Antworten möchte ich jetzt gern durch die Nennung einiger für das menschliche Sein wichtiger Spracheigenschaften ergänzen oder zusammenfassen und sie zur Psychotherapie in Beziehung setzen.

1. Menschliche Sprache hat das Privileg einer propositionalen Struktur , das heißt, ein Ereignis kann immer unabhängig von der Zeit und dem Ort, in dem es stattgefunden hat, erörtert werden. Ja mehr noch, Sprache kann etwas behaupten, sie ist ein von der Wirklichkeit des Hier und Jetzt unabhängiges System.

Wir können auch lügen. Das heißt, wir wissen zwar über einen Vorfall Bescheid, finden aber eine andere Version günstiger und können diese sprachlich vertreten und dadurch erschaffen. „Corriger la fortune“ wie die Franzosen sagen : dem Glück nachhelfen.

Dieses Erschaffen eines Geschehens durch Sprache erleben wir in der Literatur und manchmal geschieht das bereits durch den ersten Satz: „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.“ Und ganz anders, aber ebenso mit einem Sog in die Atmosphäre ausgestattet:

„Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen. Manchmal fielen mir die Augen, wenn kaum die Kerze ausgelöscht war, so schnell zu, dass ich keine Zeit mehr hatte zu denken: „Jetzt schlafe ich ein“

Dass diese Fähigkeit des Menschen, sich durch Sprache eine Begebenheit in die Gegenwart zu holen, eine Voraussetzung für den Großteil von Psychotherapie darstellt, erübrigt sich zu erwähnen. Ich möchte aber bei der Art und Weise noch etwas verweilen. Wir wissen, dass wirksame Therapie nur im Rahmen von Erlebtem erreicht werden kann. Oft beginnt die Therapie mit einer Art Bericht der Situation. Eher neutral wird das Anliegen und das diesem vorausgegangene Geschehen geschildert. Jetzt liegt es am Therapeuten, den /die Klientin zu unterstützen, die Atmosphäre des Leidens und dessen Ursprung in den Raum zu holen, hier und jetzt zu beleben. „Wie war das am ersten Schultag, nachdem Sie vom Dorf in die Stadt gezogen sind? Wer hat Sie begleitet? Wie weit? Wo hat Sie die Mutter verlassen? Können Sie sich noch an das Gefühl erinnern? Hat die Lehrerin Sie der Klasse vorgestellt? Wissen sie noch die Worte? Können sie sich an einen der neuen Mitschüler erinnern? Wie schaute er Sie an?

So kann das weitergehen, nur nicht so schnell und immer in Bezugnahme auf die Gefühle. Therapeut und Klient erfahren gemeinsam durch Unterscheiden und Identifizieren nicht nur die Gegenstandswelt von damals (So war der Weg, so war die Lehrerin, so sah mich ein Kind an), sondern das unterstützende Interesse und die einfühlsame Ergänzung der Atmosphäre durch den Therapeuten („die Kinder haben sich alle gekannt, sie haben anders geredet“) fördert die Sensibilisierung der Gefühlswelt, für die Worte gefunden werden. Für viele Klienten sind diese Worte, die aus dem ursprünglichen Raum des noch Unbestimmten, nur vage Gefühlten kommen ein neuer Schatz, ein Wortschatz, der seinerseits den Zugang zu Gefühlen und deren Benennung ermöglicht. Das Gefühl wird als ein Zustand erkannt, für den es einen Begriff gibt. Der Begriff, der wie schon mein Vorredner exemplifiziert hat, immer eine Generalisierung enthält-ja, die Sprache ist ein Wunder-, ist die Voraussetzung des gegenseitigen Verstehens und in gewissem Maß ein Hindernis des vollkommenen Verstehens.

2. Damit bin ich beim zweiten, dem entgegengesetzten Gesichtspunkt meiner Erörterung :bei den Grenzen der Sprache, den Schwierigkeiten

der Verständigung .Sprache ist immer eine Abstraktion, sie kann immer nur eine Teilwirklichkeit wiedergeben, die wirkliche Wirklichkeit bleibt verfehlt. Daraus resultiert, dass sprachliche Verständigung niemals vollkommen sein kann. Ein Begriff enthält immer eine Ungewissheit. Nie werden wir sicher sein können, ob wir und unser Gesprächspartner von demselben reden, welche Bedeutung dieses und jenes Wort hat. Damit müssen wir uns abfinden. Die Wiener Schriftstellerin Elfriede Gerstl hat das so paraphrasiert: ‚Alles, was wir verstehen können, können wir auch mißverstehen.‘

Grundsätzlich besteht zwischen Meinen und Sagen eine unüberwindliche Kluft: der Begriff kann nicht alles benennen, was ich meine. Darin liegt die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Alltagshermeneutik in deren Folge -und das ist das Schöne daran- jeder subjektive Begriff durch weitere Erfahrungsbegriffe den Zugang zur Welt bereichert. So wie es Torquato Tasso sagt: ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich meine.‘ Nein, nein, so heißt es leider nicht. Goethes Worte für den Dichter Torquato Tasso sind: ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich l e i d e.‘

Ich versuche jetzt das berühmte Diktum von Ludwig Wittgenstein :’ Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt’, in dem er ultimativ die Sprachabhängigkeit des Menschseins postuliert, umzudrehen ohne der Wittgensteinschen Systematik gerecht zu werden und sage: die Grenzen meiner Welt sind die Grenzen meiner Sprache . Ich habe 22 Jahre im Strafvollzug, also im Gefängnis , gearbeitet und weiß, was das heißt : Sprachgrenzen. Ich hab mich nie angebiedert, ich blieb bei meinem wienerischen Hochdeutsch. Ich hab die Häftlinge oft nicht verstanden und sie mich nicht. Wenn ich etwas nicht verstanden habe, hab ich nachgefragt. Andere Sprache, andere Welt. Manchmal haben sich sprachliche Missverständnisse eine Zeit lang mitgeschleppt. Unter ‚aggressiv ‘ haben die Häftlinge körperliche Gewalt verstanden und sich heftig gegen die Zuschreibung gewehrt, unverständlich für die durch Perls und dessen positive Bewertung des Aggressionsbegriffs geprägte

Psychotherapeutin.. Doch dann gab es Sternstunden, in denen sich in der Sprache, mittels der Sprache auch die unterschiedliche Welt offenbart hat. Ich erlaube mir eine Episode zu erzählen. Die Therapeuten verlangten von den drogenabhängigen Häftlingen zu ihrem eigenen Schutz den Drogenkonsum von Mithäftlingen zu melden. Darauf ein Häftling in einer zum Zweck der Neuregelung abgehaltenen Versammlung „ Ich versteh, Ihr wollts uns dazu erziehen, dass wir an Charakter kriegen von an Häuselratz.“

Die Blödsinnigkeit eines solchen Ansinnens der Aufforderung zur Denunziation konnte nicht klarer ausgedrückt werden. Die Leute waren eingesperrt, Therapie nahmen sie in Kauf. Das einzige, was sie aufrecht hielt war das mehr oder weniger geglückte Zusammenleben. „Wamsen“, wie das Mitteilen von Vorfällen an die Obrigkeit genannt wird, macht jeden ein für alle Mal zum Objekt tiefster Verachtung.

Ich habe als Beispiel der getrennten Welten gern dieses aus dem Gefängnis gewählt. In der Sprachform wird das Denken, die moralische Überzeugung, überdeutlich und zwingend. Das ist nicht immer so leicht. Die Alltagsaufgabe in der Psychotherapie ist, auf die Sprachwelten zu achten. Vor allem auf die zwischen uns Therapeuten und unseren Klienten. Nicht immer sind die Unterschiede so leicht zu identifizieren wie in dem eben beschriebenen ‚Sager‘. Wir müssen uns erst in den Prozess hineinbegeben, in dem sich ein Raum für unterschiedliche Interpretationsvarianten öffnet.

Erlauben Sie mir, dass ich noch einmal von der Praxis weg auf die existenzielle, wenn Sie wollen philosophische Sprachgrenze, das Unsagbare zu sprechen komme. Ich zitiere Adelheid Deingruber aus einem Vortrag über körperorientiertes Vorgehen in der Psychotherapie: ‚Das Unbegriffliche, Subsymbolische hat immer, also nicht etwa erst im pathologischen, einen Überschuss. Ein Wort trifft einen inneren Zustand nie ganz. ‘

Sie beschreibt es so, dass das unbegriffliche Sein wie in einem Gefäß gehalten wird, stets im Leib verortet. Für das, was an der Stelle gefühlt wird, gibt es kein völlig entsprechendes sprachliches Äquivalent. Aus

dem Gefäß des Subsymbolischen , noch Unbestimmten können subjektive Bilder aufsteigen .Und aus diesen Bildern können deutliche Worte , prägnante Formulierungen und ,bei entsprechender Begabung, sogar Gedichte werden.

Aus einer Therapiesituation fällt mir dazu zwar kein Gedicht , aber ein Beispiel ein. Ein Klient kommt erschöpft, müde in die Stunde, schildert mir seine Überforderung. Ich frage ihn. ‚Welche Erlösungsphantasie fällt Ihnen dazu ein‘. Er antwortet mir: ‚Dazu hab ich keine Kraft, aber das Wort Erlösungsphantasie ist sehr schön.‘ Er wollte noch in dem weiten Raum des Gefäßes bleiben .

Perls hat die Poesie hoch geachtet und wir wissen, dass Goodman viele Gedichte geschrieben hat, sogenannte Alltagsgedichte: selbstverständlich und nebenbei, in ständigem Dichtungsmodus , wie man heute sagen würde. Ständig bereit, aus der nach innen und gleichzeitig nach außen gerichteten Aufmerksamkeit Sprachbilder hinzufetzen. Nicht jedem ist das gegeben.

Und was passiert sonst mit dem Subsymbolischen?

Vieles geht unter. Aus der Fülle der Empfindungen muss etwas in eine mögliche sprachliche Begrifflichkeit abstrahiert, verwandelt werden. Die Sprache dient zwar dem Sich verständlich machen , aber das rein private Erlebnis lässt sich nicht intersubjektiv vermitteln. In Wittgensteins Konzept z.B. ist Sprechen über psychische Vorgänge nur über äußeres Verhalten sinnvoll möglich. Zitat: ‚ Ein innerer Vorgang bedarf äußerer Kriterien. ‘ Wenn ich Wittgenstein nicht völlig missverstanden habe, denke ich dabei an die in der Praxis der Gestalttherapie nutzbar gemachten Beobachtungen von Mimik und Gestik.

Für uns Therapeuten kann das Bild des Gefäßes ,in dem die noch nicht fassbaren Gegenübertragungsgefühle verweilen, von Nutzen sein. Mir z.B. fällt manchmal eine Melodie ein und durch den Liedtext fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Darum geht es also.

3.Im weiteren möchte ich mich und Sie mit dem gelungenen Alltagsgespräch beschäftigen

Sprache ist ein Werk des Menschen, dessen Charakteristikum darin besteht, dass es nur in der Dynamik des Sprechens lebendig ist. Sprache aktualisiert sich durch Sprechen.

Ich zitiere eine These des Philosophen Peter Sloterdijk aus seinen Tagebuchaufzeichnungen: ‚Es gibt nur zwei Arten von Gesprächen, die befriedigen: die verbale Fellpflege zwischen sprechenden Wesen und den nicht allzu harmonischen, nicht allzu bösen Dialog, bei dem man eigene Gedanken durch den Widerstand des anderen klarer fasst.‘

Ich weiß nicht, wert es Auditorium, ob Sie in der glücklichen Lage sind, sich an lange, gute Gespräche zu erinnern. Z. B. ein Gespräch, das beim Verlassen des Schultors beginnt, sich beim gemeinsamen Schulweg fortsetzt, und weil es noch nicht beendet war, begleitet ein Gesprächspartner den anderen nach Hause, und weil man immer noch mitten drin war, setzte sich das Begleiten und Reden je nach Erwartungslage eines Mittagessens noch einmal und noch einmal in die Gegenrichtung fort.

F r a g e :

Ich möchte Sie jetzt auffordern mit ihrer Nachbarin, ihrem Nachbarn, es kann auch zu dritt sein, in solchen Erinnerungen zu kramen. Was war es, das es zu einem guten Gespräch machte? Was sind die Bedingungen des guten Gesprächs? Woran erkennt man es?

Heinrich Kleist gibt in seinem Aufsatz: ‚Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‘ den Ratschlag, man möge, wenn man durch Nachdenken bei einer Fragestellung nicht weiter komme, mit jemandem x-beliebigen über das Thema reden. Es ginge nicht darum, sich einen Denkanstoß zu erhoffen, sondern Zitat:

‚es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht.‘ Und weiter: ‚Ein Blick, der uns einen

halb ausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die andere Hälfte desselben.‘ Im Vergleich damit fehlt der Darlegung eines zu Ende gedachten Gedankens, der den Abstraktionsvorgang durchlaufen hat, der also in sich abgeschlossen ist, die Erregung. ‚Geglücktes Reden sei lautes Denken‘, so Kleist.

Jetzt sind wir bei der allgemeinen Phänomenologie des Gesprächs und damit der Sprechenden gelandet. Mein Vorredner hat die Voraussetzungen und die Entwicklung des gelungenen Dialogs dargestellt. So möchte ich meine Gedanken auf das Nicht- Gelingen beschränken.

Mit Kritik der Sprechweise befinde ich mich in der Tradition von Perls und Goodman. Ihnen war es ein Anliegen, dass Sprechen authentisch und spontan sei. Sie wetterten gegen die sogenannte ‚Verbalpersönlichkeit‘. Sie bezeichneten damit eine Person, in deren Sprechweise, Gefühle und Affekte nicht hörbar werden. Die Verbalpersönlichkeit bleibt stereotyp und unbeweglich in einer rhetorischen Haltung. Den Grund dafür sehen sie in der Identifizierung mit einer angenommenen, nicht assimilierten Sprache.

An Stelle des ursprünglich erlebten Kontaktwunsches tritt Z i t a t:

‚vorsätzlich differenzierte Geistestätigkeit, um miteinander in Berührung zu kommen. So werden die zwischenmenschlichen Beziehungen zu in erste Linie sprachlich vermittelten Beziehungen.‘ Und weiter: ‚Darauf verringert sich der Kontakt, die Sprache verliert an Gefühl, das Verhalten an Anmut.‘

Mich erinnert die letzte Aussage an ein Bild, das Heinrich Kleist in seinem Aufsatz über das Marionettentheater verwendet. Meiner Erinnerung nach wird ein junger Mann gebeten, eine besonders anmutige Bewegung eben wegen deren Anmut zu wiederholen, aber in der Wiederholung gelingt sie nicht mehr. Nach wie vor ist es das therapeutische Anliegen schlechthin, die Sprache von Entfremdung zu befreien und ganzheitliches Erleben zu fördern: das wäre die von Perls und Goodman beschriebene Kontaktsprache einer grundsätzlichen Verbindungen mit dem Leib, mit dem Gegenüber und dem Inhalt

Mir ist aus eigener Erfahrung in Erinnerung, wie verzweifelt ich war, wenn ein Therapeut, damals waren es amerikanische sogenannte Trainer, den Inhalt,

den ich vorbrachte völlig negierte und ausschließlich auf die Art und Weise meines Sprechens, die Mimik und Gestik einging. Dem Wunsch, gehört zu werden, wird heute Rechnung getragen. In einem Aufsatz aus dem Jahr 2000 beschreibt Staemmler seine Vorgangsweise bei Klienten, die sich vor allem im verbalen Bereich des Selbstempfindens aufhalten, indem er dieses Kontaktangebot annimmt, dadurch Beziehung herstellt um von dort aus die Zitate: „wenig aktivierten Bereiche des Selbstempfindens und der Bezogenheit zu adressieren, und auf diese Weise ein ganzheitliches Wahrnehmen-Erleben zu stimulieren.“

Diese Vorgangsweise entspricht dem, was Perls als ‚Schweiftechnik‘ beschreibt: Zitate: „Die Aufmerksamkeit der KlientInnen immer wieder auf unterschiedliche Bereiche ihres Selbstempfindens und ihrer Bezogenheit zu richten.“ Das klingt sehr verständnisvoll, im Gegensatz zu meiner Erinnerung wohltuend und bestärkt mich wieder einmal in meiner Auffassung, dass in der Nachfolge von Perls seine Ideen viel radikaler verfolgt wurden als er sie verfasste.

Die eben beschriebenen therapeutischen Interventionen könnten angebracht sein für die im weiteren beschriebenen im Alltag auffällig Sprechenden.

Ganz allgemein kann man sagen, dass es zwei Extreme gibt:

Zu perfektes Sprechen und die Unfähigkeit sich auszudrücken.

Das perfekte Sprechen kann wie ein Sprachpanzer wirken. Nichts geht durch, nichts kommt herein. Es kommt kein Gespräch zustande. Das sind Menschen, die stundenlang monologisieren und es nicht merken oder es nicht merken wollen. Dieses Verhalten des gesellschaftlichen Alltags können wir, wenn wir es unter dem diagnostischen Blickwinkel betrachten unter die Widerstandsform des Egotismus einreihen.

Häufig sind es Perfektionisten, die alles berücksichtigen, was eventuell von Bedeutung sein könnte, also ständig mit sich und ihrer Darstellung des jeweiligen Ereignisses befasst sind. Sie fangen erst gar nicht an, mit ihrem Zuhörer in Beziehung zu treten. Dieser ist seinerseits damit beschäftigt, die Weitschweifigkeit zu ertragen.

Weit unterhaltender kann zumindestens in den ersten paar Minuten der sogenannte Deflektor sein. Das sind Menschen, die sich und andere durch Gewitzel, Anekdoten, Wortspiele von Gefühlen ablenken. Wunderbar, wenn es bewußt geschieht, um eine Situation zu deeskalieren. Ironie hilft, sich in peinlichen oder sonstwie unangenehmen Situationen erhobenen Hauptes zurechtzufinden. Aber habituell gewordene Ironie bezeichnet Sloterijk zu Recht als Distanzkrüppeltum.

Zu Konfluenz neigende Menschen sind anfällig für die Übernahme eines Jargons.

Jargon ist eine Sondersprache der Kommunikation, die innerhalb einer Gruppe der Abgrenzung nach außen und damit der Identitätsbildung nach innen dient. Für Jugendliche ist die Benützung des Jargons wesentlich. Abgrenzung, Ausgrenzung, Selbstfindung, Zugehörigkeit und Unterscheidungen: wer gehört dazu, wer ist draußen. Die noch unsichere Identität wird in Cliques erprobt, die sich nach Neigungen und Stilfragen zusammensetzen. Kleidung und Sprache bieten sich als Unterscheidungsmodus an. Es gibt Wortschöpfungen für neue oder bisher unbeachtete Phänomene, oft Abkürzungen oder einer Fremdsprache entlehnte.

Manche dieser Vokabeln setzen sich nicht nur als Distinktionsmerkmal einer Gruppe durch, sondern gehen in den allgemeinen Sprachgebrauch über. Ich bin immer wieder erstaunt, dass etwa dreijährige Kinder ganz selbstverständlich 'cool' sagen. Falls sie nicht nur einfach 'schön' meinen und ihnen dieses Wort dafür am besten erscheint, könnte man schlussfolgern, dass eine Generation heranwächst, die das Lässige, das klandestine, unterdrückte Gefühl anstrebt. So kann Sprache auf die Erlebnisweise Einfluss nehmen.

Aber weiter zur psychologischen Seite des Jargons.

Neben dem Gewinn, den das Beherrschen eines Jargons dem Sprechenden bringt, nämlich Zugehörigkeit, ist der Jargon - so sehe ich es - gleichzeitig eine Möglichkeit der Kontaktvermeidung. Fündig werden wir hier gleich auf dem Gebiet der Psychotherapie und des generellen Psychologisierens. An Stelle einer genau differenzierten Mitteilung über sich und andere, wird ein Vokabel

verwendet. Die Sprechenden bleiben im Vagen, Allgemeinen, Ungefähren, geben sich aber der Anschein tieferer Einsicht.

Z.B.: ‚das ist mein Muster‘ ‚Er hat Angst vor Nähe‘, oder das schon oft karikierte ‚Da kann ich gut mitschwingen‘. In diesem Jargon herrscht auch kaum Scheu vor Pathologiesierungen: ‚Ich bin da voll traumatisiert‘ ‚Das sind eben meine Defizite‘,

‚Von einem Borderliner kannst Du nichts anderes erwarten.‘

Wer sich im Alltag auf diese Weise ausdrückt, signalisiert, auf Innerlichkeit und die Erklärung psychischer Zusammenhänge Wert zu legen, ja, sich darin auszukennen.

Diese Sprechweise des Psychojargons hat einen mühelosen Überlegenheitsgestus. Um zu den impliziten Inhalten zu gelangen, bedarf es einer Diszipliniertheit des Denkens, aber auch -und hier bin ich wieder bei Widerstand oder Kontaktunterbrechung gelandet- des Gewahrseins der zugrundeliegenden Gefühle. Ob es dem Sprechenden wirklich ein Bedürfnis ist, oder opportun scheint, diese Gefühle auszusprechen, würde sich erst dann herausstellen. So bleibt es bei Gemeinplätzen, die risikolos zu Einverständnis führen.

Wer sich weiter an Gemeinplätzen erfreuen will, kann das durch die Lektüre von Gustave Flauberts ‚Wörterbuch der Gemeinplätze‘ aus dem 19. Jhdt.

Diese Denk- und Sprechweise in Gemeinplätzen passt zu dem von Christopher B o l l a s in seinem Buch ‚Der Schatten des Objekts‘ beschriebenen Normotischen Menschen. Ihm möchte ich mich etwas widmen, weil an seinem Beispiel das Nicht Authentische, das sich sprachlich äußert, so klar beschrieben ist. Er ist Z i t a t : ‚Auf abnorme Weise normal.‘ Zu erkennen ist er daran, dass er jedem subjektiven Element sowohl in sich selbst, als auch im anderen abgeneigt ist. Er hält sich ausschließlich in einer Objektwelt auf, er hat einen versperrten Zugang zu subjektiven inneren Zuständen und kann sie deshalb schon gar nicht in sprachliche Symbole fassen. Es sind Menschen, deren Gefühle in der Kindheit mit Weisheiten ruhig gestellt wurden, ‚Das Leben hat so seine Höhen und Tiefen‘. Bollas schreibt: In einer Krise Z i t a t : ‚stürzt sich der Normotiker ins Seichte‘

Durch die Einverleibung von Floskeln, mittels gebetsmühlenartiger Wiederholungen wird die Sprache außer Kraft gesetzt und fällt in Bedeutungslosigkeit .

Es würde den Rahmen und die Grenzen des Themas sprengen, auf B o l l a s wertvolle Einsichten zur Selbstverarmung und Entstehung dieser Störung näher einzugehen.

Aber Sie werden schon bemerkt haben: es geht mir um eine Vertiefung des Seichten, genauer: das Durchschauen des Seichten in die tiefen Abgründe. Und dabei möchte ich noch etwas bleiben.

Eine Ursache der Sprachverarmung ist die Vorsicht. Damit meine ich jetzt nicht die Eliminierung politisch unkorrekter Worte und die damit einhergehende Dauerinformation darüber, was zur Zeit unkorrekt ist . Es geht um Sprachverflachung, .

Iris R a d i s c h hat sich in einem Artikel mit dem Titel : 'Der ganz normale Nulltext' in der Wochenzeitschrift ,Die Zeit' über die selbstauferlegten Denkverbote, die im Dauergequassel der Gegenwart Langeweile verbreiten', empört. Die offizielle Redefreiheit habe freiwillige Normierung und Kontrolle zur Folge. Z i t a t : ,Das Uneigentliche und heuchlerische Sprechen ergießt sich wie der süße Brei im Grimmschen Märchen bis in die letzten Winkel der Gesellschaft.' Sie spricht von einer kreuzbraven Selbstbestätigungskultur, einer Sicherheitssprache, die niemandem zu nahe kommt und nichts riskiert. („WIR sind immer die anderen“, WIR: die sanfte Art des Angriffs)

Alle Facetten der seichten, von Gefühlen bereinigten Sprache sind bereits in Perls' Beschreibung der ,Verbalpersönlichkeit' enthalten. Perls spricht von Identifikation mit nicht-assimilierter Sprache. Ich fürchte, dass sich dieser Prozess weiterentwickelt hat, die Anpassung hat sich intensiviert. Wenn ich den jugendlichen Schülern in der U-Bahn zuhörte: e i n e Sprache, e i n Tonfall. Kein umgangssprachlicher Zwischenton.

Ich erinnere an die gegenteilige Position, die Paul Goodman in seinem zivilgesellschaftlichen Aufbegehren gelebt hat. Aufbegehren ist ohne freimütige Rede, ohne die Parrhesie , die wir aus der Antike kennen , nicht denkbar. Diese setzt, wie es Diogenes in seiner kynischen Haltung mit der Lust an Provokation vorlebt, Bedürfnislosigkeit und Unabhängigkeit voraus. Die freie Rede birgt in

sich die Gefahr der Heftigkeit, des Sich Versteigens in Übertreibungen oder unsinnigen Behauptungen. Ich hab mich jedenfalls hier und heute nicht darüber getraut .

Eine Facette des Sprechens möchte ich nicht unerwähnt lassen, denn wir erleben sie oft, aktiv oder passiv und damit möchte ich zum Schluss meiner Ausführungen kommen . Bei dieser geht es dem Sprecher weniger um Sinn und das Streben, etwas auszudrücken, sondern nur darum, sich in Geselligkeit bemerkbar zu machen.

Und damit bin ich wieder beim Ausgangspunkt, bei meinem Titel : ' Der Mensch das sprechende Wesen ' angelangt und zitiere zur Untermauerung von dessen Gültigkeit den Ausspruch eines kleinen Mädchens: ,Ich wollte etwas sagen, wusste nicht was und so sagte ich: Wackelpudding.'